

# Nebraer Anzeiger



Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch mit den illustrierten Wochenbeilagen Anzeigen kosten pro Millimeter-Zeile auf und Sonnabend vorm.). Bezugspreis ins 36 Millimeter Breite 5 Goldpfennig, im Haus gebracht und bei den Postanstalten „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“ Reklameteil auf 90 Millimeter Breite 15 monatlich 75 Pfennig. Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufm. Meitz, Markt 34/35 Goldpfennig.

Schriftleitung: Wilh. Sauer, Rossleben — Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Rossleben — Postfachkonto: Leipzig 22832

**N. 6** Fernruf: Amt Rossleben 21 **Mittwoch, den 21. Januar 1925** Depeschen: Anzeiger-Rossleben 38. Jahrg.

## Politische Nachrichten

Die neue Regierung ist jetzt gebildet und der Reichskanzler Luther hat sein Kabinett am Montag dem Reichstag vorgestellt. Es gehören demselben an:

- Dr. Luther (Reichskanzler)
- Dr. Stresemann (Reichsminister des Auswärtigen)
- Martin Schiele (Reichsminister des Innern)
- Dr. von Schlieben (Reichsfinanzminister)
- Dr. Neuhaus (Reichswirtschaftsminister)
- Dr. Brauns (Reichsarbeitsminister)
- Dr. Frenken (Reichsminister der Justiz)
- Dr. Gehler (Reichswehrminister)
- Stingl (Reichspostminister)
- Dr. Rohne (Reichsverkehrsminister)
- Graf von Rantz (Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft).

Mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsministers für die besetzten Gebiete ist der Reichsminister der Justiz beauftragt.

Der Reichskanzler stattete zunächst dem scheidenden Kabinett, insbesondere dem Reichskanzler Marx, den Dank ab für die während der schweren Zeit dem Vaterland geleisteten Dienste, die einstweilen die Geschichte als Großtaten richtig einschätzen werde. Reichskanzler Luther entwickelte sodann das Programm der neuen Regierung. Auf dem Wege der Gesundung soll mit klarem Ziele weiter fortgeschritten werden und alle Parteien, die in staatsbehaltender Befinnung praktische Mitarbeit leisten wollen, sollen willkommen sein.

In der Außenpolitik soll die Erreichung eines wirklichen und dauerhaften Friedens das Ziel sein, die Befreiung der durch Vertragsbruch noch besetzt gehaltenen Gebiete wird angestrebt werden, während die Frage der Stellung Deutschlands zum Völkerbund bereits durch die erlassenen Noten der vorigen Regierung bekannt ist. Die Reformen auf innerpolitischem Gebiet sind besonders umfangreich. Ob auch nur ein kleiner Teil davon verwirklicht werden kann, wird davon abhängen, wie lange das jetzige Kabinett am Ruder ist.

Die Handelsvertrags-Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich kommen immer noch nicht vorwärts. Frankreich möchte für seine Produkte die größten Vorrechte, kann sich aber nicht entschließen, an Deutschland durch Gewährung von Zollerleichterungen die Einfuhr seiner Industrieprodukte nach Frankreich zu ermöglichen. Es hat den Anschein, als ob die Verhandlungen ohne Resultat enden werden und zwischen den beiden Ländern ein Zollkrieg die ohnehin gespannten Verhältnisse noch verschärfen wird.

Keine Räumungserörterung mehr? Die nationale Rechte der französischen Kammer hat einen von 116 Abgeordneten unterschriebenen Antrag an die Regierung eingebracht, in keine Erörterung der weiteren Aufräumung mehr einzutreten, solange nicht die endgültige Entwaffnung Deutschlands durch die alliierte Kontrollkommission erwiesen ist.

Das Urteil eines Kenners. General Allen, der Befehlshaber der ehemaligen amerikanischen Rheinlandtruppen bezweifelste in einer in New York gehaltenen Rede, daß

Deutschland fähig sei, die von den Alliierten geforderten Reparationszahlungen aufzubringen. Er hält es für praktisch unmöglich. Außerdem betonte der General, daß die Ruhrbesetzung ein sehr zweifelhaftes Unternehmen sei und drückte sein Bedauern darüber aus, daß es der Damesplan unterlassen habe, die Räumung des besetzten Gebietes vorzunehmen.

Enttäuschung in Frankreich. Von einem Teil der Rechtspresse wird das Ergebnis der Finanzkonferenz recht ungünstig beurteilt. „Echo de Paris“ stellt fest, daß Frankreich aus eigenen Mitteln 80 Millionen Mark Goldmark für die Rheinlandbesetzung werde aufbringen müssen. Frankreich sei gezwungen, die militärischen Besatzungskosten aus den Naturalleistungen zu decken.

## Aus der Umgegend

Nebra, 21. Jan.

— Kirchenwahlen. Am Sonntag, 25. Jan. werden die Erneuerungswahlen zu den kirchlichen Körperschaften stattfinden. Da innerhalb der gesetzlichen Frist kein Wahlvorschlag eingereicht wurde, so findet diesmal Mehrheitswahl statt. Die Wahl beginnt um 2 Uhr nachmittags im Gemeindefaal (Diatonal). Die Wähler müssen zu dieser Zeit sämtlich gleichzeitig versammelt sein. Sie werden an Hand der Wählerliste aufgerufen und wählen dann im 1. Wahlgang den Gemeindefaalkirchenrat (6 Mitglieder), darauf sofort die Gemeindevertretung (32 Mitglieder). Gewählt ist, wer mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen erhalten hat. Im Bedarfsfalle findet engere Wahl statt. Wahlberechtigt ist nur der, der in der Wählerliste steht. Ebenso ist auch wählbar nur der, der in der Wählerliste eingetragen ist. Für den Gemeindefaalkirchenrat ist außerdem nur der wählbar, der das 30. Lebensjahr vollendet hat. Die Wahl ist ohne Unterschied des Standes auf Personen zu lenken, die durch Teilnahme an den Gottesdiensten und an der kirchlichen Gemeindefaalarbeit das Vertrauen der Wähler gewonnen haben. Kein Wähler ist aber an bestimmte Wahlvorschläge gebunden, sondern kann sich aus der Liste der Wahlberechtigten die ihm geeignet erscheinenden Persönlichkeiten selbst auswählen. Die Wählerliste wird zu diesem Zwecke noch einmal von Mittwoch, den 21. bis Sonnabend, den 24. Jan., mittags 12 Uhr auf der Stadtkasse zur Einsicht der Wähler ausgelegt. Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeindefaalkirchenrats müssen 16×10<sup>1/2</sup> cm (Oktavformat), diejenigen zur Wahl der Gemeindevertretung 16×21 cm (Quartformat) groß sein. Sie müssen aus gelbem Konzeptpapier hergestellt sein. Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeindefaalkirchenrats dürfen nur mit 6, diejenigen zur Wahl der Gemeindevertretung nur mit 32 Stimmen beschrieben oder bedruckt sein. Werden diese Zahlen überschritten, so sind die betreffenden Stimmzettel ungültig. Stimmzettel mit geringerer Zahl von Namen sind dagegen gültig. Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeindefaalkirchenrats werden einfach, die zur Wahl der Gemeindevertretung doppelt gefaltet und sodann vom Wahlvorsteher in die Wahlurne gelegt. Die Stimmzettel liegen schon von vormittags 11 Uhr an im Flur des Diatonals zur Mitnahme aus, sodas jeder Wähler zur besseren Ge-



heimhaltung seines Wahlvorschlages die Stimmzettel in seiner Wohnung ausfüllen kann. Außerdem werden auch bedruckte Stimmzettel ausgelegt, doch ist auf ihnen soviel Raum vorhanden, um Namen streichen und daneben durch andere ersetzen zu können. Jedenfalls ist niemand an irgendwelche Vorschläge gebunden. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die auf dem Stimmzettel angegebenen Namen zweifelsfrei sein müssen. Gegebenenfalls muß daher außer Zuname und Vorname auch Stand oder Beruf angegeben werden. Jedem Wähler wird empfohlen, zur Wahl einen Bleistift mitzubringen.

— **Sanitätskolonne.** Nicht viele Kleinstädte dürfen sich dessen rühmen, daß sie eine solch segensreiche Einrichtung besitzen, wie sie unsere Sanitätskolonne darstellt. „Zu helfen, wo's an Hilfe not, ist unserm Bund ein streng' Gebot“. Dies Motto der Feuerwehr darf sich auch die Sanitätskolonne zu eigen machen. Aber wie so mancher nützlichen Einrichtung es ergeht, daß man ihren Wert erst schätzen lernt in der eigenen Not, so geht es auch der Sanitätskolonne. Die wackeren Männer, die sich dauernd hilfsbereit zur Verfügung stellen, vermeiden es, mit ihrer gemeinnützigen Tätigkeit zu prahlen, sie wirken im Stillen, dem Drange ihres Herzens nachgebend, und so hört man im Städtchen wenig über sie sprechen. Sie ist ja da — das weiß das große Publikum und tröstet sich damit. Vielleicht ist man in unserm Deutschland mit seinen musterhaften Sozialeinrichtungen auch etwas verwöhnt, man denkt, der Staat macht ja alles. Gewiß macht der Staat viel, aber es bleiben Lücken, und eine solche füllt die Sanitätskolonne freiwillig aus. Zur Hilfeleistung gehört aber sehr oft nicht nur guter Wille, auch mancherlei Einrichtungen müssen vorhanden sein, die zu verbessern die Kolonne dauernd bestrebt ist. Und hier kommt die Gelegenheit, wo jeder unter uns sich zum Sanitäter aufschwingen kann, indem er der Kolonne mit einem Beitrag unter die Arme greift. Am kommenden Sonntag ist Gelegenheit dazu durch Besuch des von ihr veranstalteten Unterhaltungsabends anlässlich des Stiftungsfestes der Kolonne.

— **Zum Frontsoldatentag** in Magdeburg am Sonntag und Sonntag waren auch aus unserem Orte eine Anzahl Stahlhelm- und Jungstahlhelmlameraden als Vertreter der hiesigen Ortsgruppe mit ihrem Banner vertreten. Die Zusammenkunft brachte nahezu 100 000 Frontsoldaten zu einer gewaltigen Kundgebung in Magdeburg zusammen.

— **Pastor oder Pfarrer.** Es besteht eine gewisse Unklarheit darüber, ob unsere Geistlichen mit „Pfarrer“ oder „Pastor“ angeredet werden sollen. Nach Nr. 1 des „Deutschen Pfarrerblattes“ (1925) würde man mit „Pfarrer“ den Träger des Amtes bezeichnen, mit „Pastor“ einen Titel aussprechen, ähnlich wie früher der Kompagniechef zugleich Hauptmann war. Man gebrauchte regelmäßig die Anrede „Hauptmann“, niemals „Herr Kompagniechef“. Diese Lösung hat etwas für sich, ist aber amtlich nicht bestätigt.

— **Erhöhung der Kohlenpreise.** Das Mitteldeutsche Braunkohlenyndikat und der Reichskohlenverband haben im Einvernehmen mit dem Reichswirtschaftsminister mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der bisherigen Preise und die Aufbesserung der Arbeiterlöhne die Preise für mitteldeutsche Kohlenzeugnisse ab 16. Jan. v. J. erhöht. Das genaue Ausmaß der Erhöhung steht noch nicht fest, wird jedoch in den nächsten Tagen mitgeteilt werden.

**Kohleben.** [Tragischer Tod.] Aus noch nicht gekläarter Ursache setzte am Montag in den Nachmittagstunden ein junges Mädchen im blühendsten Alter ihrem Leben durch einen Schuß ins Herz ein Ziel. Die so unerwartet Verschiedene genöß die Achtung weiter Kreise, sie hat uns oft, ja noch am Abend zuvor, mit ihren Talenten erfreut und so wendet sich die allgemeine Teilnahme nicht nur den schwergeprüften Eltern, sondern auch der Unglücklichen zu, die gewiß irgend ein Zufall der Verzweiflung nahe trieb.

**Altenroda,** 16. Januar. Bei dem Landwirt Anton Noth wurde in der Silvesternacht eingebrochen. Dem Landjäger Bletz aus Nebra gelang es, die Einbrecher fest-

zustellen und sie dem Gefängnis zuzuführen. Es wurden 4 Personen verhaftet. Gleichzeitig wurden drei weitere Einbrüche und vier Diebstähle aufgedeckt. Wenige Tage später wurde der Gehele, welcher das Diebesgut zum großen Teil an sich nahm, ebenfalls verhaftet. Das Diebesgut vom Landwirt Noth wurde in Nebra gefunden bis auf ein Jagdgewehr, das angeblich in die Unkrut geworfen worden ist.

**Sebnitz,** 18. Jan. Einbrecher drangen mittels Nachschlüssels in die Güterabfertigung des hiesigen Güterbahnhofes ein und schleppten den dort befindlichen 1 1/2 Ztr. schweren Geldschrank fort. Dieser wurde später erbrochen und gefunden. Die Beute war allerdings sehr gering. Die Schwerkraft wurde mit nur 5 Mark entlohnt, da der Geldschrank nicht mehr enthielt.

**Hilburghausen,** 17. Jan. Ein Naturwunder, an denen ja der heurige Winter reich ist, bietet der Ort Gleichamberg. Ein Pflaumenbaum steht in voller Blüte und scheint nicht zu wissen, daß es Januar ist.

**Lauenburg.** In Grünhof (Kreis Lauenburg in Pommern) erschöß die Hebamme Tovel ihren Bruder, den Landwirt Friedrich Donath, mit dem sie, wie sie aussagte, seit langem in Streit lebte.

\* **Hannover.** Eine in Marburg stattgefundene Vorstandssitzung des „Deutschen Jägerbundes“, der heute etwa 300 Vereine mit rund 50 000 Mitgliedern umfaßt, beschloß, den nächsten Bundestag, verbunden mit Bundeschießen, am 23. und 24. Mai 1925 in Hannover abzuhalten. Da mit der Tagung eine große Ehrung unseres verdienten Heerführers Generalfeldmarschall v. Hindenburg verbunden sein soll, verpflichtet diese Zusammenkunft eine machtvolle Kundgebung für die grüne Farbe zu werden. Die Vorarbeiten sind bereits in vollem Gange. Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Festausschusses in Hannover, An der Christuskirche 24, Fernruf No. 4557.

\* **Freien Aufenthalt in Berlin** für Erwachsene und Kinder erhalten diejenigen, die dafür während der Dauer von einer bis zu mehreren Wochen Großstadtkinder oder Eltern bei sich aufnehmen. Durch den gegenseitigen Austausch wird jeder Gastgeber seine Gäste so gut bewirten, wie er selbst aufgenommen werden will. Meldungen zum Freiaufenthalt in Berlin oder anderen Großstädten sind zu richten an den Heilbund, Berlin-Halenfee.

\* **Den Ehemann erschossen.** Groß-Dalzig, 17. Jan. Am Donnerstag früh wurde hier der 60 Jahre alte Gutbesitzer Friedrich Morenz mit einer Schußwunde im Kopf tot in seinem Bett aufgefunden. Die trank Ehefrau lag aufgeregt neben ihm. Man verständigte sofort die Ortsbehörde und das Amtsgericht in Zwenkau. Von Leipzig traf alsbald auch die Staatsanwaltschaft ein. Frau Morenz wurde einem eingehenden Verhör unterzogen und darauf unter dem Verdacht des Mordes verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis zu Leipzig eingeliefert. Man nimmt an, daß die Frau die Tat entweder aus Eifersucht oder in einem Anfall geistiger Umnachtung aus geführt hat. Die 49 Jahre alte Frau war seit längerer Zeit nervenleidend und bettlägerig, und sie soll deshalb auf ihren Mann etwas eifersüchtig gewesen sein. Den wahren Grund



Preis pro 1/2 Pfund nur 5



zu der schrecklichen Tat wird erst die Untersuchung feststellen können.

\* **Hinrichtung.** Im Gefängnishof in Landsberg (Warthe) wurde der Wilddieb Karl Schag, der den Hegermeister Schulz im Forstbezirk Schweinebrück erschoss, hingerichtet.

\* **Großfeuer in den Oppauer Werken.** Ludwigs- hafen, 19. Jan. Im Oppauer Werk der Badischen Anilin- und Sodafabrik und zwar in dem Gebäude, in dem sich die Delreinigung befindet, und in dem auch große Del- vorräte untergebracht sind, ist gestern abend Großfeuer ausgebrochen. Ueber die Entstehungsursache wie auch über die Höhe des Schadens konnten bis jetzt noch keine näheren Angaben gemacht werden. Nach Annahme der Fabrikfeuerwehr, die sofort tatkräftig eingriff, besteht keine Gefahr, daß das Feuer weiter um sich greift.

\* **Empfindlichkeit.** „Raum glaublich!“ nennt ein großer Teil der Linkspreffe den Entscheid eines Oberstaats- anwalts, dem ein junger Mann zur strafrechtlichen Ver- folgung übergeben war, der gelegentlich einer Versammlung in Landsberg a. W. die Reichsfarben „Schwarz-Rot- Mostrich“ genannt hatte. Denunziant war die Ver- einigung Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Der Staats- anwalt war der richtigen Meinung, daß die Gerichtsbe- amten dringlichere Angelegenheiten zu erledigen haben und stellte das Verfahren gegen den Missetäter ein mit der Begründung: „In dem Ausdruck an und für sich könne Beschimpfung der Reichsfarben nicht erblickt werden, da es sich nur um einen allgemeinen schlechten Volkswitz handele“.

\* **Munitionslager in Danzig.** Danzig, 19. Jan. Im polnischen Zollhafengebiet wurde mit der Anlage von zwei Munitionslagern begonnen. Der Senat richtete einen neuen Protest nach Warschau, weil die Anlage eine große Gefährdung der Stadt darstellt.

\* **Trennung der Kirchensteuer.** Die Mitglieder der Gemeinde- körperschaften werden Interesse dafür haben, zu erfahren, daß im Verlage von Karl Heymann in Berlin ein Heftchen erschienen ist, das für die technische Behandlung der Kirchensteuerfragen wertvolle Aufschlüsse gibt. Nach einer Vorgeschichte bespricht es die Bedeutung der 2. Steuernotverordnung vom 19. Dezember 1923 für das preußische Kirchenrecht, enthält sodann den Kunderlaß des Reichsministers der Finanzen vom 14. Febr. 1924 und den „Gang des Kirchensteuer- geschäfts“ in 11 Abschnitten. Die Anschaffung des Heftes ist sehr zu empfehlen.

Am 21. Jan.: Starter Nebel, zeitweise aufheiternd, trocken, tagsüber mild, vielfach Nachtfrost. Am 22. und 23. Jan.: Keine wesentliche Aenderung gegen Mittwoch.

### Deutsche Worte für unsere Zeit.

Ein großes Volk hat Leidenschaften vonnöten, um in die starke, anhaltende Bewegung gesetzt zu werden, welche zu seinem politischen Leben gefordert wird.

Wieland.

Aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur. Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiter leben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein.

Bismarck.

## Reparationsmacht Amerika.

(Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.)

Man könnte meinen, daß es für einen Schuldner wünschenswert sei, möglichst wenig Gläubiger zu haben. Bisher hatte Deutschland hauptsächlich an sieben Staaten Reparationen zu zahlen: an Frankreich, England, Italien, Belgien, Japan, Jugoslawien und Portugal. Amerika hatte den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet und hatte daher an den deutschen Reparationszahlungen keinen Anteil. Das Fehlen des amerikanischen Gläubigers hat Deutschland jahrelang schwere Leiden und politische Sorgen eingetragen. Nach dem Wortlaut des Versailler Vertrages sollte ein amerikanischer Vertreter dauernd Sitz und Stimme in der Reparationskommission haben. Durch das Fehlen des amerikanischen Vertreters haben die Stimmen der uns auch nach Beendigung der Feindseligkeiten mit ihrem Haß und ihrem Vernichtungswillen verfolgenden Staaten Frankreich und Belgien den ausschlaggebenden Einfluß in der wichtigsten Kommission erlangt, die selbstherrlich über unsere Zahlungsverpflichtungen beschließen konnte. Durch das Londoner Protokoll vom 30. August 1924 ist Amerikas Eintritt in die Reihe der Reparationsmächte vorgesehen, und auf der in der zweiten Januarwoche abgehaltenen Konferenz der alliierten Finanzminister in Paris ist Amerika in aller Form zum Teilhaber an den deutschen Tributen ernannt worden.

Das Land, das sich eine Verringerung seiner Beteiligungsquote an den deutschen Zahlungen gefallen lassen mußte, war Belgien. Allerdings ist die sogenannte „belgische Priorität“, d. h. ein bevorzugter Anspruch an die deutschen Zahlungen in Höhe von zwei Milliarden Goldmark, bestehen geblieben. Erst nach Abtragung dieser Priorität setzt die Beteiligung Amerikas an den deutschen Zahlungen ein. Vom dritten Reparationsjahr an wird diese Priorität erloscht sein und Amerika laufend Zahlungen aus dem Reparationsfonds erhalten, die wir Jahr für Jahr neu auffüllen müssen. Die Amerikaner haben Gesamtforderungen in Höhe von fast 600 Millionen Dollar (gleich rund 2½ Milliarden Goldmark) geltend gemacht. Einen erheblichen Teil (ungefähr 1 Milliarde Goldmark) machen die Kosten für die Besetzung des Koblenzer Abschnittes in den Jahren 1919 bis 1923 aus. Der Rest sind die von Amerika angemeldeten Kriegsschäden. Da durch den Dawes-Plan die deutschen Zahlungen in einer Gesamtsumme festgelegt sind, ist die jetzt zum Beschluß erhobene Beteiligung Amerikas am Reparationsfonds für uns finanziell ziemlich bedeutungslos. Wohl aber ist es vom deutschen Standpunkt aus zu begrüßen, daß künftig ein Land an deutschen Zahlungen und damit auch am deutschen wirtschaftlichen Wohlergehen interessiert ist, das keine europäischen Machtgelüste empfindet, und das von allen Ländern der Erde über die bei weitem größten wirtschaftlichen und finanziellen Hilfsmittel verfügt.

Im Winter ist eine gute Suppe stets willkommen. Sie wärmt, kräftigt und schafft dem Körper behagliches Wohlbefühl. Am bequemsten stellt man delikate Suppen — in mehr als 25 Sorten — aus Maggi's bekannten Suppenwürfeln her. Diese brauchen nur noch kurze Zeit lediglich mit Wasser gekocht zu werden, weil sie gerade das, was die Hausfrau selbst zu einer guten Suppe nimmt, schon enthalten.



und nur 50 Pfg.

Kinderzeitung „Der kleine Coco“ gratis.



**Öffentliche Sitzung der Stadtverordneten**  
am Donnerstag, den 22. Jan. 1925, abends 7 Uhr,  
im Bürgermeisterzimmer.

Tagesordnung:

1. Einführung des Bürgermeisters Statmann  
durch den Herrn Landrat Dr. v. Krause.

Nebr., den 17. Januar 1925.  
**Der Stadtverordnetenvorsteher.** Br. Müß.

**Öffentliche Sitzung der Stadtverordneten**  
am Sonnabend, den 24. Jan. 1925, abends 8 Uhr  
im „Weißen Roß“.

Tagesordnung:

1. Wahl des Stadtverordnetenvorsethers und  
des Büros.
2. Wahl der Mitglieder der Kommissionen und  
Beisitzer zum Mieteingangsamt.
3. Kenntnisnahmen.
4. Beschlußfassung über Bewilligung der Mittel  
für Instandsetzung der Bürgermeisterwohnung.
5. Beschlußfassung über Aufnahme des Unter-  
richts der gewerbl. Fortbildungsschule und  
Bewilligung der Mittel.
6. Beschlußfassung über anderweitige Festsetzung  
der Friedensmiete für die Dienstwohnung des  
Polizeibetriebsassistenten.

Nebr., den 17. Januar 1925.

**Der Stadtverordnetenvorsteher.** Br. Müß.

**Bekanntmachung.**

Diejenigen Arbeitnehmers, welche noch nicht  
im Besitz der Steuerkarten für 1925 sind, werden  
hierdurch aufgefordert, dieselben umgehend auf  
dem Magistratsbüro abzuholen.

Nebr., den 20. Januar 1925.

**Der Magistrat.** Statmann.

**Bekanntmachung.**

Ein Schäferhund als zugelassen gemeldet.

Nebr., den 15. Januar 1925.

**Die Polizeiverwaltung.** Statmann.

**Schwäche**

geistig und körperlich  
behebt Erdheilsalz.  
Fordere Prospekt vom  
Reformhaus, Halensee.  
**Vertreter gesucht.**

**Gänglings-Fürsorge  
Beratungsstunde:**

Freitag, den 23. Jan.,  
nachmittags 1/2 3 Uhr im  
**Preussischen Hof.**

Die billigste, reichhaltigste,  
interessanteste u. gebiegenste

**Zeitschrift für jeden  
Kleintier-Züchter**

ist und bleibt die

**illustrierte**

**Tier-Börse**

**Dresden-A. 1**

Wettinerstraße 29

In der Tier-Börse finden  
Sie alles Wissenswerte über  
Geflügel, Hunde, Zimmer-  
vögel, Kaninchen, Ziegen,  
Schafe, Vienen, Aquarien  
usw. usw.

Abonnements bitte beim zu-  
ständig. Postamt. bestellen.  
Verlangen Sie  
Probenummer, Sie erhalten  
dieselbe gratis und franko.

**Erklär. Infertionsorgan.**  
zu Original-  
preisen befördert  
die Expedition  
dieser Zeitung.

**Ernte-Wagen all.  
Rutsch-**

**Karofflerien**

haut, hält auf Lager,  
modernisiert, repar. sachgem.  
Lackieren — Polstern

**Karl Weber**

Last- und Luxus-Wagenbau  
**Rattenberg i. Thür.**

**Freiwill. Sanitätskolonne  
vom Roten Kreuz.**

Sonntag, den 25. Januar, findet im  
Saale des „Preussischen Hofes“

**Abendunterhaltung**

bestehend in Konzert, lebenden Bildern,  
Theater und Ball statt. Kassenöffnung  
7 Uhr, Anfang pünktlich 8 Uhr.

Vortragsfolge:

1. **Vorspruch**, gesprochen von Fr. B.
2. **Lebendes Bild**
3. **Gedicht**, gesprochen von E. B.
4. **Lebendes Bild**
5. **Der Scholle entrisfen**

Volksstück i. 3 Aufzügen v. Heinz Horst

Personen:

Christ. Scheller, der Bauer	Kam. K.
vom Moorhof	Frau Th.
Anna, seine Frau	" K.
Luisa, beider Tochter	Kam. H.
Karl } Bauernburtschen	" Sch.
Peter } " " "	" W.
Pozolsky, poln. Anstiedler	Fr. D.
Lina, Fischerstochter	Kam. K.
Koltschak, russ. Sergeant	" B.
Sergei } russische	" K.
Gulka } Mannschaften	" Th.
Worthy } " "	" "

Tit der Handlung: 1. Aufzug: Ost-  
preußen 1914. 2. Aufzug: Sibirien.  
3. Aufzug: Ostpreußen 1920.

Hierauf: **Ball**

Preise d. Plätze: Num. Saalplatz 1 M.,  
nichtnum. Saalplatz 0,75 M., Galerie  
0,50 M. Für die num. Plätze sind im  
Vorverkauf Karten zu haben bei Kam.  
Schneidermeister Plade.

Die geehrte Bewohnerschaft von Nebr.  
und Umgegend wird herz. eingeladen.  
**Die Sanitätskolonne.**

**Gasthof „Zur Burg“**

Anstich von



**Kulmbacher Bod**

**Elektrischer  
Staubsauge-Apparat  
Vampyr**

zum Anschluß an jede Steckdose  
der Lichtleitung. **Stromkosten**  
pro Stunde bei 50 Pfg. Strom-  
preis ca. 7,5 Pfg.

Preis für den kompletten Apparat  
**Mk. 120,-**

**Landkraftwerke**  
Verkaufsstelle Naumburg

Große Marienstraße 39

**G. Falkenstein & Sohn,  
Bahnhof Heldrungen.**

Telefon Nr. 2.

Von heute ab stehen frische Transporte

jüngere belgische und  
dänische

**Arbeitspferde,**

ebenso

**Oldenburger**



preiswert zum Verkauf.



# Das Leben im Wort

1925



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1925

## Der schwarze Jaguar — Erzählung von Reinhard Rijke

2. Fortsetzung

(Nachdruck verboten.)

Kurze Inhaltsangabe zu unserem bisher veröffentlichten Romanteil.

Gertrud Normann hatte Platz im Raubtierhaus des Zoologischen Gartens gemacht und beobachtete den schwarzen Jaguar, ihn ob seiner Gefangenschaft bedauernd. Allerdings hätte Reisepläne tauchten in ihr auf, die sie infolge einer Erbschaft ausführen konnte; ihr gegenwärtiges Talent, auch die geplante Verlobung mit Richard Wegner, erschien ihr nichtern und zukunftsicher. Überraschend hatten

sich Gertruds geheime Wünsche erfüllt. Sie hatte den Plan einer Reise nach Südamerika ausgeführt und war nun auf einer gefahrreichen Reise ins Innere des Landes begriffen, um einen ungeheuren Schatz zu heben. Ihr Reisebegleiter war Blasco de Santolago, ein Spanier, den sie auf dem Schiff kennen gelernt und der sie in das Geheimnis des in einem See verborgenen Schatzes eingeweiht. Mit einem Teil ihrer Erbschaft hatte sich Gertrud an der Expedition beteiligt

**N**och keine zwei Wochen nach ihrer Ankunft in Colon nahmen sie schon ihre Wanderung auf. Jeder Tag wurde nun für Gertrud wie die Seite eines Märchenbuches, so viele neue und köstliche Erlebnisse taten sich vor ihr auf. Einen Teil ihrer Reise mußten sie sich den Weg durch dichtes undurchdringliches Gestrüpp verkrüppelter Zwergbäume, kleiner Palmen, scharfer Dornen und anderes wildes Unkraut bahnen, das, wie Don Blasco erzählte, das zweite Wachstum der Dschungeln sei und dort üppig wuchere, wo einmal die schönste Flora vorhanden gewesen wäre.

In Kanus überquerten sie Flüsse; sie plätschten durch pfadlose Sümpfe; sie erkletterten bergige Hindernisse, die, wie sie geglaubt hatte, nur ein Vogel hätte überfliegen können. Und die Aufmerksamkeit und Sorgen ihres Gefährten schienen immer ein Netz der Sicherheit um sie zu spannen. Er wachte fortwährend mit Hand und Auge und Sinn, ihren leisesten Wunsch zu erfüllen und sorgte dafür, daß die indianische Begleitmannschaft ihr wie Sklaven gehorchte.

Wochen später erreichten sie die Stelle, wo die riesigen Dschungeln vor ihnen lagen, die sich über dem niederen Pflanzengestrüpp, durch das sie sich mühsam einen Weg erkämpft hatten, wie eine gigantische grüne Mauer erhob.

Ihr Vorwärtstommen ging hier jedoch viel leichter vonstatten. Schlankte Bäume ohne Zweige erhoben sich zu einer riesigen Höhe wie die Säulenreihe einer ungeheuren Kathedrale. Durch den grünen Baldachin waren sie vor der maßlosen Glut der Sonnenstrahlen geschützt, und es war, als ob sie durch eine kühle, grüne, balsamische Unterwelt wanderten, wie sie sich Gertrud hätte nie vorstellen können.

Allerdings war der Nebelstand vorhanden, daß man nie mehr als wenige Meter um sich, voraus oder hinter sich sehen konnte, denn die langen, grünen Chorgänge änderten jeden Augenblick ihre Richtung. Sie öffneten sich vor und schlossen sich wieder hinter ihnen, als ob sie die Wände eines großen, smaragdfarbenen Zimmers seien, das bei der geringsten Bewegung hin und her schwankte.

Jetzt hatte sich Gertruds Traum verwirklicht, der durch ihren Kopf gequält war aus jenem Tage, als sie in die grün-

funkelnden Augen des schwarzen Jaguars im Zoologischen Garten geblickt hatte, — der Tag, der Jahre hinter ihr zu liegen schien. Hier war das Waldheim, aus dem er entführt worden war. . . . . Es war in der vierten Woche, — obgleich Gertrud durch das ewige Einerlei der letzten Tage jeglichen Begriff der Zeit verloren hatte, daß

der Boden eine sanfte Steigung annahm. Während sie einmal über den Kamm eines niedrigen Hügels stiegen, hatte sie den Eindruck, als ob die Bäume zurückfielen, und vor sich sah sie eine ungeheure waldbedeckte Strecke, die von einer fahlen Bergspitze überragt wurde, in der Sonne wie poliertes Silber schimmernd.

Die Bäume schlossen bald ihren Kreis immer enger um die Expedition. Eines Abends, als das Lager aufgeschlagen war und die beiden vor ihren Zelten saßen, bemerkte Don Blasco, daß dort der Berggipfel sei, den sie gesucht hätten. Bevor der nächste Tag sich seinem Ende zuneigte hätte, hoffe er, den Vier-Jungfrauen-See gefunden zu haben.

Die Entfernung erwies sich immerhin noch beträchtlicher, als er angenommen hatte; aber als am anderen Abend sich die Sonne bereit machte, hinter der großen Bergwand zu verschwinden, standen sie Seite an Seite an dem Ufer des gesuchten Sees, während die indianischen Trä-

ger das Lager aufschlugen. Ihre Zelte standen inmitten eines schmalen Teppichs von wundervollem, smaragdfarbenern Gras, das hier üppig gedieh.

Der See war ein kleines Oval klarsten blauen Wassers, das von dem höher liegenden gebirgigen Teil herkam. Rings herum fiel das Land zurück, so daß man einen weiten Ausblick über die baumbedeckte Ebene hatte, und nur die lange Woge des Cerro Saximo riß eine Lücke in den sie umringenden grünen Kreis des Horizonts.

„Ich wußte, daß Sie das Glück mitführen,“ erklärte Don Blasco plötzlich. Mit einer fagenartigen Grazie die Knie beugend, ergriff er ihre herabhängende Hand und küßte sie mit einer seltsamen, altmodischen Höflichkeit, wie es einer der alten stolzen Hidalgo's, von denen er abstammte behauptete, getan haben könnte.

Gertruds Schlaf war diese Nacht tief und fest, aber gegen Morgen erwachte sie plötzlich. Ihr Herz schlug wild





gegen die Brust und sie fühlte sich von einer beklemmenden Angst ergriffen, deren Ursache sie sich nicht zu erklären wußte. Das Vertrauen in ihren Gefährten war unbegrenzt. Wenn er nicht, wie augenblicklich, fest schlief, umringte er sie mit aller Aufmerksamkeit, die ihm zu Gebote stand. Sein Benehmen zu ihr war das eines älteren Bruders. Niemals hatte er auch nur die geringste Andeutung gemacht, daß er etwas anderes als die tiefste Achtung und die innigste Verehrung für sie hegte. Bei jedem Schritt, den sie zusammen zurückgelegt hatten, hatte sie gefühlt, wie das Vertrauen und der unerschütterliche Glaube an ihn in ihr wuchs. Sie fand sich undankbar — fand es geradezu phantastisch, daß jetzt, wo ihre gemeinsame Aufgabe fast beendet war, wo sie das Ziel, dessentwegen sie aufgebrochen waren, erreicht hatte, sie plötzlich Zweifel beschlich, daß sie Angst hatte, nicht vor Don Blasco de Santiago, nein, gewiß nicht, aber vor etwas, das unerklärlich mit ihm verknüpft war. . .

Sie versuchte, alle beunruhigenden Gedanken von sich zu werfen. Ihre Nerven waren überreizt, — es war die Reaktion der Anstrengungen der letzten Wochen. Sie wählte sich auf ihrem Lager hin und her, bis sie wieder einschlummerte. Ihr träumte, daß sie sich in dem Raubtierhause des Zoologischen Gartens befände und nach dem schwarzen Jaguar blickte, der hinter seinen Gitterstäben unruhig auf und ab schritt. Er schien sich plötzlich ihrer Anwesenheit bewußt zu werden. Der große Raubkopfwandte sich in ihrer Richtung und grüne Augen funkelten sie drohend an. Sie fuhr erschreckt zurück. — Erwachte.

Draußen war es heller Tag. Die Sonne sandte ihre hellen Strahlen durch die Zeltklappe. Die Luft war erfüllt von sonderbaren, weichen, eintönigen Lauten, die Gertrud sich nicht denken konnte. Ihr war jedoch, als ob etwas Menschliches darin lag, fast so, als ob eine Anzahl Männer sich in einiger Entfernung zum gemeinschaftlichen Gesang vereinigt haben.

Sie erhob sich, schlüpfte in ihre Ueberkleider und spähte hinaus.

Ihre Vermutung hatte nicht getrogen: Die Laute, die sie hörte, war der gleichbleibende Gesang einer Gruppe Indianer. Sie waren in einer riesigen Anzahl und außer einem schmalen Lendentuch und einem Federschmuck im Haar gänzlich unbekleidet. Sie hockten leise singend zwischen dem Zelt und dem See im Grase. Nach ihren verzückten Bewegungen schien es ein Gebet zu sein, das sie zu einer großen leuchtenden Gestalt in ihrer Mitte richteten. Die Gestalt war die eines Mannes. Auf dem Kopfe trug er eine große Krone von reinem Golde und einen langen glänzenden Federschmuck, der ihn zu einer eindrucksvollen Persönlichkeit stempelte.

Von seinen Schultern rieselte ein Mantel in weiten Falten an ihm nieder, wie es schien, von schillernden Federn gearbeitet. Sie strahlten in dem Sonnenlichte eine bunte Farbenpracht aus, so daß sie es kaum ertragen konnte, lange hinzusehen.

Die Gestalt hielt sich straff aufrecht, den Kopf in den Nacken geworfen, mit einer Gebärde des geborenen Herrschers, und in der Rechten schwang sie eine Waffe. Was es genau war, Speiß oder Schwert, konnte Gertrud nicht erkennen, da sie von reinem Golde war, in dem sich die Strahlen der Sonne blitzend brachen. Er zückte damit nach dem feurigen Himmelskörper, der eine sengende Glut ausstrahlte.

Einen Augenblick wählte das Mädchen, daß es träume, und daß bei der geringsten Bewegung die Vision verschwinden würde. Die goldschimmernde Gestalt stieß einen kurzen Ausruf hervor und wandte sich dem Zelt zu. Das Mädchen erblinnd, winkte sie mit der Hand, die die Waffe hielt. Der Gesang verstummte augenblicklich. Die Indianer verschwanden, auf den Knien rutschend, rechts und links im Walde, als ob sie es nicht wagten, sich in Anwesenheit ihres Gottes oder Håuptlings zu erheben.

Dieser trat auf das Zelt zu. Bei seinem Anblick erschauerte Gertrud plötzlich. Sie hatte ihn erkannt.

„Don Blasco,“ schrie sie laut auf. „Warum — was bedeutet dieses alles?“

„Rufen Sie mich nicht mehr bei diesem verhassten Namen,“ wehrte er wild ab. Es war tatsächlich ihr Expeditionsgefährte. Er hatte sich allerdings derartig verändert, daß sie wohl einige Zweifel hätte hegen können, wenn nicht der Klang seiner Stimme ihn verriet. Er schien größer und stärker geworden zu sein, aber dieser Eindruck rührte vielleicht von dem weiten flatternden Mantel her. Sein Gesicht war allerdings dunkler geworden, fast wie die der indianischen Träger, nur daß sich oberhalb der Lippe, dort, wo er sich kürzlich den Bart wegbarbiert hatte, ein heller Fleck befand.

Auf seinen Zügen lag ein neuartiger, furchteinflößender Ausdruck. Als er auf sie nieder sah, erzitterte sie in einer verzweifelten Seelenangst, wie ein Vogel unter dem hypnotisierenden Blick der Schlange. Jetzt sah sie, daß zwischen den langen Wimpern die Augen, die ihr Herz und Hirn zu versengen schienen, grünliche Flammenzungen auswarfen.

„Was meinen Sie,“ hörte sie sich zitternd stammeln. „Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich bin kein Spanier,“ erklärte er wegwerfend. „Ich bin ein König, — Herrscher dieses Landes. Man nennt mich El Tigre Negro, — der schwarze Jaguar.“

„Aber — aber . . . der Schatz. Sie sind nicht feinetwegen hierhergekommen?“ Nur mit Mühe gelang es Gertrud, die Worte hervorzubringen.

Die grünen Augen schoffen Blitze.

„Ich brachte meinem Volke, meinem Lande einen Schatz!“

„Ich — ich verstehe Sie nicht.“ Sie kämpfte mit aller Macht gegen den Einfluß der grünen Augen.

„Befürchten Sie nichts. Es ist kein Grund zur Angst vorhanden.“ Seine Stimme hatte den weichen Klang wie auf dem Dampfer, als sie sich kennen lernten, angenommen. „Ihrer wartet ein großes Schicksal, — größer, als Sie es sich je haben träumen lassen. Mit mir, — an meiner Seite werden Sie über ein Reich herrschen, wie noch nie eine Frau vor Ihnen. Sie werden den Reichtum aller Indianer unter Ihrer Aussicht haben. Zusammen werden wir das Reich, über das meine Vorfahren regierten, zurückerobern. Ich fand Sie. Ich wählte Sie. Sie sind mein.“

„Niemals!“ schrie Gertrud schwach. „Lieber tot!“

Ihre Augen wanderten gehebt im Kreise umher, eine Möglichkeit des Entschlüpfens suchend. Wenn Don Blasco de Santiago sie bei einer früheren Gelegenheit gebeten hätte, seine Frau zu werden, möglicherweise hätte sie zugestimmt. Er war ein ansehnlicher Mann, war äußerst höflich, besaß eine melodische, einschmeichelnde Stimme, dazu war um ihn ein Hauch von Romantik, alles das, was ein Mädchen in ihrem Verehrer zu finden hofft. Neben ihm verschwand Richard Wegner zu einem armseligen Nichts.

Aber für diesen halbnaekten Wilden mit der rohen geschmeidigen Kraft, den fürchterlichen, grünen, funkelnden Augen, die schon vor Siegesfreude bligten, konnte sie nichts empfinden. Sie würde sich niemals fügen, nie und nimmer. Lieber tausendmal zuvor den Tod!

„Ich würde lieber sterben,“ wiederholte sie unwillkürlich.

„Es würde Ihnen aber nicht erlaubt werden,“ bemerkte er verächtlich. „Der Schatz auf dem Boden des Sees wird bereits von den Seelen der vier Jungfrauen bewacht. Sie dulden niemand weiter in ihrer Mitte. Ich habe nach dem Hohenpriester des goldenen Tempels gesandt. Er wird, noch ehe die Sonne untergegangen ist, hier sein!“

„Ich will aber nicht! Ich will nicht!“ schrie Gertrud verzweifelt, sich gegen die unheimliche Macht, die sie zu übermannen drohte, stemmend. Kleine Lichtpunkte kamen und tauchten in den grünen Augen auf, die, während sie sich auf sie hesteten, immer größer und leuchtender wurden. Sie schoffen schließlich wahre Fontänen grüner, züngelnder Flammen, die sich bewegten und funkelten. (Schluß folgt.)



## Zeitsprüche / Von Clara Blüthgen

Je mehr du Kraft abgibst,  
Du deine Kräfte übst,  
Wie der Magnet Stärke errafft,  
Gibt er von seiner Kraft.

Wie der Funke im Stein schläft,  
Bis ihn der Stahl erweckt,  
Liegt in der müden Seele  
Wille und Kraft versteckt.  
Laß den Stahl am Stein erklingen,  
Daß die Funken springen!

Sei Herr, sei Knecht,  
Nur was du bist, sei ganz.  
Die schwache Klinge sollt'ert im Gesecht,  
Der Halbheit windet sich kein Siegeskranz,  
So will's urewiges Gesez und Recht.

Nimm das Leben in den Arm wie eine Braut,  
Sei dem heißen Leben selig angetraut.  
Denke, daß Bräute und Frauen bei allen Gaben  
Ihre Fehler, kleine wie große, haben.

Klage nicht, daß du verloren,  
Was dir das höchste Gut.  
Als Wandlung, neu geboren,  
Schläft es in Gottes Hut.

## Das Gesicht

Novellette von Hellmuth Mielfke.

**W**ie, Herr Professor, Sie wollen schon fort?" -- In der Stimme der schönen Frau klang ein aufrichtiges Bedauern. Der Professor, der Miene gemacht hatte, sich von seinem Platz zu erheben, zögerte. -- "Ich fürchte, gnädige Frau, Ihnen die Nachtruhe zu rauben," versetzte er. "Ich bin der letzte Gast" -- es war, als wäre er verlegen über das Alleinstein mit der Jugendliebten. "Die Nachtruhe?" Sie wies lachend auf die Stubenuhr. "Wir haben ja noch nicht elf Uhr. Man merkt doch, daß Sie ein Provinziales sind, der gewohnt ist, mit den Hütern zu Bette zu gehen und mit ihnen aufzustehen. Nein, warten Sie. Noch ein Gläschen Wein wollen wir zusammen trinken."

Sie klingelte rasch dem Mädchen und erteilte ihm einen Auftrag. Der Professor versuchte noch einmal einen schwachen Widerstand, aber er vermochte ihn den schönen blauen Frauenaugen gegenüber nicht durchzuführen. Etwas von dem Abglanz einer schöneren Zeit spiegelte sich in diesen Augen und fiel ihm wie ein lockender Schein ins Herz.

Während sie den Wein einschenkte, sah er mit bewundernden Blicken durch seine Brille die anmutige Beugung des runden Frauenarms und die zarte Weiße der Hand, welche die Flasche hielt. "Ist es gefällig?" bat sie lächelnd.

Sie stießen miteinander an; ihre Blicke senkten sich dabei tief ineinander. Vor ihnen stand die Lampe, und der rote Schirm derselben übergoß das volle Gesicht der schönen Frau mit dem magischen Schimmer erwachter Jugendlichkeit. Ihm war, als säße er nicht mehr der Dame des Hauses, der dreißigjährigen Frau gegenüber, die er nun seit dem Tode ihres Gatten zum ersten Male wieder sah, sondern einer andern . . . jener andern, die er einst geliebt hatte, und deren Traumbild noch in seinem Schulmeisterherzen lebte, dort, wo er die Ideale des sittlichen Lebens aufgestellt hatte.

Sie schien mit der feinen Beobachtungsgabe der gereiften Frau den Eindruck zu spüren, den sie auf ihn in diesem Beisammensein zu zweien machte, und damit nicht unzufrieden zu sein.

"Wissen Sie auch, daß ich Ursache habe, Ihnen zu zürnen?" begann sie wieder. "Sie hatten mir versprochen, mich einmal in das alte Museum zu begleiten. Ich hätte so gern von Ihrer Wissenschaft profitiert. Vierzehn Tage sind Sie nun in Berlin, und ich habe Sie in meinem Hause kaum dreimal zu sehen bekommen. Am Ende gehen Ihre Ferien vorüber, ohne daß Sie Ihr Versprechen wahr machen."

"Sie sind leider schon übermorgen zu Ende."

"Übermorgen schon? Ach, wie schade!"

Es war leise wie ein Seufzer über ihre Lippen gegangen. Wußte sie, daß das leise Wort in ihm ein stärkeres Echo fand?

Einen Augenblick schwiegen sie beide, dann sagte sie wie im ernsthaften Unmut:

"Nein, das ist einfach abstoßend von Ihnen, Herr Professor. Jetzt werden Sie natürlich wieder in Ihre Provinz verschwinden, ohne daß man auf lange Zeit ein Lebenszeichen von Ihnen erhält. Wenn Sie wüßten, wie ich mich gestreut habe, als ich Ihr liebes Gesicht zum erstenmal nach Jahren wieder sah! Ich fühle mich so einsam . . ."

Er unterbrach sie mit einem Ausruf des Erstaunens.

"Einsam? . . . Hier in Berlin . . . in Ihrem großen Gesellschaftskreise?"

"Ach, lieber Professor, hier ist man nur reich an Bekannten, aber arm an Freunden. Warum haben Sie sich so fern gehalten?"

Er fühlte, wie bei dieser Frage das Herz ihm schwoll. Glühte auch in ihr noch ein Rest jener Empfindung, die, wie er meinte, sie beide einst beseligt hatte?

"Ich glaube nicht," erwiderte er, "daß Sie der Teilnahme eines Freundes bedürften. Darum blieb ich fern. Vielleicht auch . . ."

"Nun?" fragte sie, als er zögerte, während ihre blauen Augen ihn von neuem lockend anstrahlten. Diesmal tat ihr Glanz ihm fast weh. Er suchte sich von der Aufwallung zu befreien, die ihn erfaßt hatte.

"Nehmen wir einmal an," sagte er mit erzwungenem Lächeln, "daß ich als echter Philosoph das Gleichgewicht meiner Seele nicht stören wollte."

"Wirklich, ist das wahr?" Sie hielt ihm die Hand hin, und obwohl er nur ein Professor und Schulmeister und in galanten Künsten unerfahren war, beugte er sich doch über diese schlanke, zarte Hand, um sie zu küssen. Darauf sagte er leise:

"Sollten Sie es nicht wissen, Leonore, daß mein Leben nur ein Gedenken an Sie ist?"

Es war spät, als der Professor sein Hotel wieder erreicht hatte. Der Kellner geleitete ihn auf sein Zimmer, drehte die elektrische Glühlichtlampe auf und empfahl sich mit kurzem Gruß.

Der Professor war zu aufgeregert, um schon schlafen zu können. Eine Zeitlang ging er, von seinen Gedanken erfüllt, in dem Raum auf und ab, bis er sich erinnerte, daß es rüchichtslos von ihm sei, durch seine Zimmerwanderung zu so später Stunde den Schlaf seiner Nachbarn zu stören. Jetzt etwas lesen war ihm unmöglich; er wußte zudem, daß er darüber nicht einschlief. Wenn er es mit dem Schreiben versuchte? Er konnte sich dadurch vielleicht am besten frei machen von den unruhigen und seltsamen Empfindungen und Gedanken, die ihn bewegten.

Ein Schreibzeug war auf dem Zimmer nicht vorhanden, aber er führte Bleistift und Papier stets unter seinen Sachen mit sich. So setzte er sich an den Tisch, auf den der helle Schein der elektrischen Lampe herabglänzte, und bemalte das Blatt Papier, das er vor sich liegen hatte, mit den feinen Kritzeln seiner Philologenhandschrift.

Was er niederschrieb, waren alte Erinnerungen, die Geschichte seines verunglückten Liebeswerbens, die er sich selbst noch einmal erzählte. Wie er das blühende, junge Mädchen einst geliebt und doch nicht um ihre Hand geworden hatte, weil er bei dem reichen Fabrikanten jede Werbung eines "Schulmeisters" für aussichtslos hielt und weil sein Mütterchen bei ihm im Hause lebte, das erst recht nicht mit seiner Neigung einverstanden war. Darüber wurde die, welche er liebte, die Gattin eines andern, wie es nur allzu natürlich war, und er selbst wurde Oberlehrer und Professor, wie es der Schulordnung und seinen Fähigkeiten entsprach, nur an Heirat dachte er nicht mehr. Auch nicht, als er sein Mütterchen begraben hatte.

Das alles war die Art eines echt deutschen Schulmeisterdaseins, und es war auch echt deutsch, daß er es sich jetzt in seinem schriftlichen Selbstgespräch etwas mit empfindsamen Reflexionen zu erklären suchte. Gottlob, er war noch nicht alt, noch nicht weit in den vierzigern, die "zweite Jugend" stand ihm noch bevor, und er fühlte, daß der heutige Abend sie in ihm entzündet hatte. Und allmählich erlahmte seine Hand, das Schreiben war seinem Rausch zu schwerfällig, die Buchstaben gegenüber dem Flug seiner Gedanken zu langsam. Von der Vergangenheit wandte sich sein Träumen der Zukunft zu, einer heitern, goldenen Zukunft . . .

Morgen wollte er zu ihr das entscheidende Wort sprechen, wenn er sie zum Besuch der Gemäldealerie abgeholt hatte und mit ihr an den Werken der alten Meister vorüber schritt. Und er dachte lächelnd daran, daß einer seiner Kollegen seinerzeit sich sogar auf dem Eißelturm verlobt hatte.

Als er sich zu Bett begab, schaute er, in Gedanken verloren, noch in das Licht der elektrischen Flamme, ehe er sie ausdrehte. Tiefes Dunkel trat dann um ihn ein, nur vor seinen Augen prühten einige Schimmen kleine, helle Funken gleich zitternden Sternchen.



Es dauerte lange, ehe er einschlief, und im Schlaf selbst kamen ihm bewegte, unruhige Träume, die doch in seiner Erinnerung nicht haften.

Mit einem Schrei, ob nun einem wirklichen oder geträumten, erwachte er plötzlich. Er hatte das dumpfe Bewußtsein, daß ihm im Traum irgend etwas Schreckliches zugestoßen sein mußte, ohne recht zu wissen, was es war.

Indem er die Augen öffnete, sah er durch die Jalousien den fahlen Schein des Tages schimmern. Im Zimmer herrschte Halbdämmerung und in den Ecken lagen sogar noch dunkle Schatten. Was ihn in demselben Augenblick erregte, war die seltsame Erscheinung eines jugendlichen Frauenkopfes, der ihn, kaum zwei Fuß von seinem Gesicht entfernt, über der Bettdecke anlächelte. Erstaunt richtete er sich im Bette etwas auf in der Meinung, daß jemand in das Zimmer getreten sei, dabei erkannte er, daß es wirklich nur ein Kopf ohne Körper war, was seine Augen sahen. Die zarte Haut des vollen, runden Gesichtes glänzte wie von einer magischen Rote umstrahlt, nur aus den Grübchen der Wangen schimmerten silberne Lichtchen; auf die niedrige Stirn neigten sich die Locken des blonden Haares kokett herab und die blauen Augen schauten bei der schrägen Haltung des Kopfes ihn etwas von der Seite an mit einer zarten liebenswürdigen Begehrlichkeit, während auf den leichtgeschürzten roten Lippen noch ein Scherz zu stehen schien. So ganz eingetaucht in regisen Glanz, unkörperlich wie ein Spiegelbild, dufsig und leuchtend wie ein Gespinnst der Morgenröte, schwebte das rätselhafte Phänomen frei in dem Dämmer des Raumes. . . es war so nahe, daß er es mit der Hand erreichen konnte.

Er starrte mit weitgeöffneten Augen es an. Träumte er noch? Nein, er fühlte daß er erwacht war. Trat die Göttin der Schönheit selbst an sein Lager?

Weit bog er den aufgerichteten Oberkörper vor. . . da wich das seltsame Bild zurück und schon in der nächsten Sekunde war es in dem grauen, matten Lichtstreifen zerronnen, der vom Fenster her in das Zimmer glommt.

Erst da es verschwunden war, wurde er sich bewußt, wen er soeben gesehen hatte. Dasselbe Frauengesicht hatte sich am Abend bei der von dem roten Schirm umhüllten Lampe lächelnd zu ihm gewandt, sein Reiz lebte noch voll in seinen Sinnen und hatte jenen Reiz der Empfindung in ihm hervorgerysen, der sich jetzt in dieser seltsam-schönen Sinnentäuschung widerspiegelte. Denn nichts als eine Sinnentäuschung war es gewesen.

Er war nicht umsonst Professor, um darüber etwa im klaren zu sein und sich nicht das psychische Phänomen aus seiner Nervenfürnung und den äußeren Umständen erklären zu können. Im Grunde genommen war an dem Dinge gar nichts Merkwürdiges. Er mußte sogar innerlich lächeln, wenn er daran dachte, von welchen Vorstellungen ein abergläubisches Gemüt an seiner Stelle angesichts einer solchen Erscheinung heimgesucht worden wäre, wenn es sich die närrische Frage vorgelegt hätte, was das zu bedeuten habe.

Sicherlich, das hatte nichts zu bedeuten. Es entsprang nur der Erregung seines seelischen Lebens. So unheimlich mächtig hatte die Begegnung mit der schönen Frau auf ihn eingewirkt, daß der normale Gang seiner Nervenfunktionen gestört worden war.

Aber indem er dieser Gedankenkette folgte, traf er doch auf etwas, was ihn stutzig machte. War seine Leidenschaft so heftig, daß sie wider Willen sein Sinnenleben eigenmächtig beeinflusste, so war es auch wohl möglich, daß sie seine Willenskraft aus den natürlichen Bahnen dränge und seinen Lebensgang beeinflusste, wie es ihm nicht nur unlieb, sondern geradezu gefährlich für die sittliche Selbstsucht war, in welcher seine eigne Persönlichkeit sich entwickelt hatte.

Nein, er war nicht abergläubisch. Aber wie, wenn dies Gesicht eine Warnung seines innern Menschen war, des unbewußten in ihm, seines wahren Ichs, das mahnte: nimm dich in acht!

Er schloß die Augen, um wieder einzuschlafen, aber er vermochte den Schlaf nicht zurückzuführen. Der holde Frauenkopf stand in seinem bezaubernden Reiz jetzt unausslöschlich vor seiner Seele.

Wie war sie so schön — so jung!

Er versuchte sich wieder in das Glück hineinzuträumen, das er an ihrer Seite genießen würde — in seiner Provinzstadt, in dem Kreise, in dem er wirkte. Dabei dachte er auch an das, was er ihr zu bieten hatte.

Es war nicht viel: ein einfaches, solides Heim mit den stillen Vergnügungen der Provinzstadt, dem Ball des Kasinos, dem Nachmittagsfranzöser der Frau Direktor, dem Umgang pedantischer Kollegen, den bescheidenen Darbietungen einer mittelmächtigen Theatertruppe. Und indem er sich ausmalte, wie der leuchtende, im Triumph seiner Schönheit strahlende Frauenkopf

in das alles hineinschwebte, zerging ihm die resignierte Behaglichkeit, die er bisher darin gefunden hatte.

Ach nein, das war kein Rahmen für sie, wohl konnte sie sich kaum darin fühlen. . . sie — und vielleicht auch er dann nicht mehr wie sonst.

Allein sie liebte ihn ja; ihre Augen, die zarten Andeutungen ihrer Rede hatten es ihm zu deutlich gesagt: sie liebte ihn, und die Liebe einer Frau vermochte wohl Opfer zu bringen. Sie mußte wohl auch, daß sie als seine Frau auf einiges verzichten mußte, was ihr bisher Gewohnheit war. . .

Als die Sonne in das Zimmer schien, erhob er sich in einem verworrenen, qualenden Seelenzustand, um Toilette zu machen.

Er trat an den Spiegel und — stutzte. Und plötzlich versenkten seine Blicke sich mit prüfender Unruhe in das Bild, das ihm aus dem Glase entgegentrat. Er sah sein an den Spitzen bereits leicht ergrautes Haar, die Krabbenfüße unter den Augen, die beiden scharfen Furchen, die von den Nasenflügeln sich nach den Mundwinkeln hinziehen und gerade jetzt stärker sich abzeichneten, indem sie seinem Gesicht einen säuerlich-pedantischen Ausdruck gaben. Wie ein Examinator nahm er jeden seiner Züge ins Verhör. . .

Und hinter diesem Spiegelbilde erschien ihm unwillkürlich der rosig-blühende, lächelnde Frauenkopf.

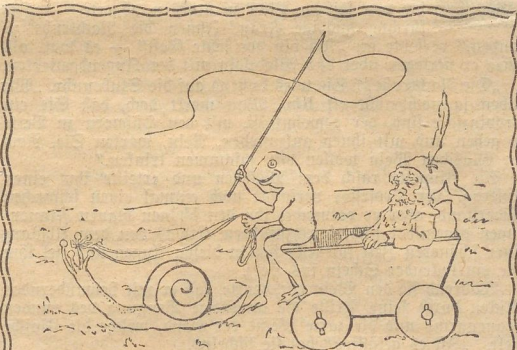
Er stieß einen Seufzer aus und ließ sich schwer atmend in einen Sessel fallen.

Es war nichts. . . seine wieder erwachte Liebe, sein Traum vom Glück, von einer zweiten Jugend — auch das war nur Sinnentäuschung, Illusion. —

Die schöne Frau wartete am Vormittag vergeblich, daß der Professor sie zum Besuch der Gemäldegalerie abholen würde. Statt seiner traf eine Karte von ihm ein, auf der er sich entschuldigte, „wichtiger Schulangelegenheiten“ wegen schon mittags in die Heimat abreisen zu müssen. Die Zeilen schlossen mit den „verbindlichsten Empfehlungen“.

Eine Zeitlang hielt die schöne Frau die Visitenkarte in der Hand und sah starr vor sich hin. Nicht einmal persönlich hatte er sich entschuldigt.

Auch für sie zerrann in diesem Augenblicke etwas in Enttäuschung. . . das ideale Bild, das sie sich von einem Jemand gemacht hatte.



## Zur Taufe bei Mausens

Zu Mausens lud man Gäste ein:  
Es soll da heute Taufe sein.  
Zwölf Mäusebabies, winzig und nett,  
Liegen bei Mausens in moosigen Bett!  
Ich sag' euch, im Mäusenest ist's ein Gedränge!  
— Da brauchen sie nun ja Paten die Menge,  
Und luden drum Gnomlein und Fröschchen mit ein,  
Zur Taufe bei Mausens zu Gäste zu sein.  
Die haben nach einem Fuhrwerk gesehen,  
Da es nicht sein, zu Fuße zu gehn.  
Ein Wäglein hat der Gnom zur Hand,  
Das Schnecken'n wird davorgespannt,  
Das Fröschlein steigt als Kutscher auf —  
Und hui! geht's fort in raschem Lauf!  
Zur Taufe muß man pünktlich sein,  
Sonst kauft man die zwölf Kinderlein  
Ohne die Patenkel, die beiden —  
Ach nein, das dürfen die doch nicht leiden!

M. M. Behrens



# Das Leben im Wort

1925



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1925

## Der schwarze Jaguar — Erzählung von Reinhard Rijke

1. Fortsetzung

(Nachdruck verboten.)

**Kurze Inhaltsangabe zu unserem bisher veröffentlichten Romantell**  
Gertrud Normann hatte Raft im Raubtierhaus des Zoologischen Gartens gemacht und beobachtete den schwarzen Jaguar, ihn ob seiner Seltsamkeit bedauernd. Allerhand fähige Naturkundler kamen in ihr auf, die sie infolge einer Gebraucht anfertigen konnte; ihr gegenwärtiges Dasein, auch die geplante Verbindung mit Richard Wegner, erschien ihr nüchtern und zukunftslos.

### II.

**W**ie jedem Menschen bekannt ist, wird der Wunsch, an dem man hartnäckig festhält, schließlich einmal erfüllt werden. So auch hier. Wenige Wochen, nachdem sich Gertrud von dem schwarzen Jaguar des Zoologischen Gartens verabschiedet hatte, bewegte sich ungefähr dreißig Meilen von Colon, der Hauptstadt der Republik Panama, eine größere Karawane fort, bestehend aus einem Dutzend Indianer, die Bündel und Lasten auf den Köpfen trugen, genau so, wie sie es in Eduard Studens Roman taten, geführt von einem Weißen in heller Tropenkleidung. Neben ihm schritt

Gertrud Normann. Man hatte Mühe, in ihr die kleine bescheidene Stenotypistin von der Bank des Raubtierhauses wiederzuerkennen. Es war, als ob ein neues Glück sie einige Zoll hatte wachsen lassen. In ihren Kornblumenaugen lag ein Ausdruck, den man zuvor dort nie bemerkt hatte. Das Antlitz hatte durch die Sonnenhitze eine verführerische Bräune angenommen. Alle Schüchternheit hatte sie abgestreift. Sie plauderte in einer ungezwungenen Art mit ihrem weißen Gefährten, daß es sie selbst überraschte. Es war der Spanier Blasco de Santiago, der behauptete, in einer geraden Linie von Kolumbus abzuzustammen. Dann und wann erteilte sie in einem scharfen Ton den indianischen Begleitern einige Befehle, denen sie sofort gehoriam nachkamen.

Ihre Kleidung unterschied sich bedeutend von der, die der schwarze Jaguar gesehen hatte. Ein weißer Tropenhelm war über das hellblonde Haar gestülpt; den Körper bedeckte ein flannelenes Männerhemd, Reithosen, ein Paar Jagdstiefel. Die Hände steckten in lederen Stulpenhandschuhen, und um die Hüften trug sie einen Gürtel, in dem zwei Revolver staken. Sie ritt einen kleinen weißen Maulesel, der einen mexikanischen Sattel, rotledernen Kopfschmuck und ein Moskitonez trug.

Der Ausdruck auf Gertruds Zügen war nur zu leicht zu verstehen. Alles war so ohne Mühe und irgendwelche Hindernisse vor sich gegangen, als ob eine gute Fee ihre schützende und hilfreiche Hand über sie gehalten hatte.

Der Notar hatte, ohne eine überflüssige Bemerkung zu machen, ihr die Gebraucht ausgehändigt. Mit den Auslandspässen und ihrem Verehrer Richard Wegner hatte sie überhaupt keine Schwierigkeiten gehabt, obwohl der letztere

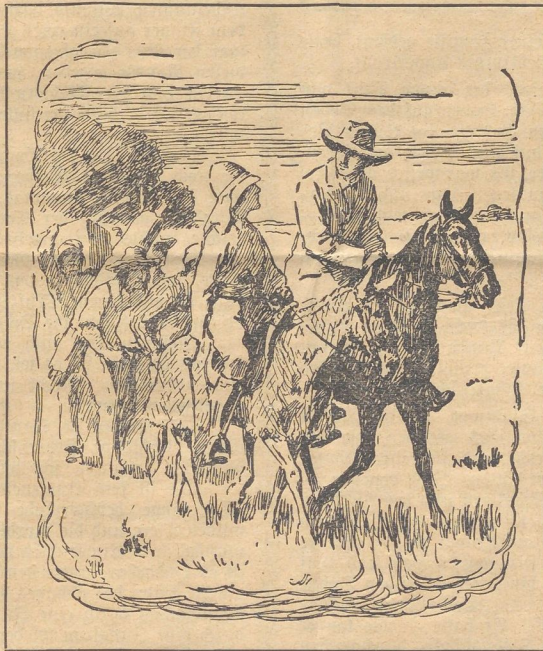
natürlich über ihren Reisezuschuß sehr unglücklich war. Er hatte selbst den edlen Großmuth befehlen, sie bis Bremen zu begleiten, wo sie sich auf einem Norddeutschen-Lloyd-Dampfer eine Kabine hatte aufbewahren lassen. Beim Abschied hatte er sich soweit beherrscht, daß er mit tapferem Gesicht ein freundliches Wiedersehen vom Lande aus nachwinken konnte. Ihr größtes Glück jedoch war ihre Bekanntschaft mit Don Blasco de Santiago gewesen.

Als das Schiff die Küste hinter sich hatte und sie am zweiten Tage an der gemeinschaftlichen Mittagstafel erschien, stellte er sich als ihr Tischnachbar vor. Er erwies sich als ein sehr angenehmer Plauderer und ein so reizender Gesellschaftler, wie sich ihn ein junges Mädchen nur wünschen kann. Er war, wie er ihr gleich gestanden hatte, Ingenieur, der von einer Gesellschaft ausgeschied war, die Ertragsfähigkeit einiger neu entdeckter Goldminen in dem noch unerforschten Teile Panamas zu prüfen, — eine Gegend, wo es Hunderte von Kilometern gab, die noch keines Weißen Fuß betreten hatte. Nur wilde Indianer waren dort zu finden, die aber gar nicht so gefährlich waren, wie man sie beschrieb. Sie waren nur entschlossen, sich nicht von den Weißen unterjochen und ausbeuten zu lassen, wie es mit ihren Vorfahren geschehen war. Wenn man sie anständig behandelte, waren sie sogar sehr friedliebend und entgegenkommend. . . . .

Eines Tages, das Ende der Reise war nicht mehr fern, als Gertrud und der Spanier auf dem Oberdeck standen und nach der entferntesten südamerikanischen Küste hinüberblickten, die unter dem

sanften, zauberhaften Schleier des Mondlichtes lag, geschah es, daß Don Blasco de Santiago ihr den eigentlichen Zweck seiner Reise anvertraute. Zuvor ließ er sie strengste Geheimhaltung von dem, was er ihr erzählen wollte, schwören, nicht ohne ihr gestanden zu haben, daß er einer Frau mit Augen, gleich den ihren, unbedingt vertraue. . . . .

Er war auf der Suche nach dem verlorengegangenen Schatz der Azteken, die früher die Herrscher Zentral-Amerikas waren, ehe sie von den Spaniern unter Führung des Fernando Cortez unterworfen wurden. Der Schatz bestand aus riesigen Barren Gold und prächtigen Edelsteinen, Smaragden, Saphiren, Rubinen, den der letzte König vor den Eroberern in Sicherheit hatte bringen lassen. Seit Jahrhunderten suchten schon unzählige Menschen in Mexiko und anderswo danach, jedoch vergeblich. Er aber, — bei diesen Worten sank Don Blascos Stimme zu einem fast lautlosen Flüstern, während er sich schen umschah, ob niemand ihr Gespräch belausche — er war der einzige Mensch auf der Welt, der wirklich den Aufenthalt des Schatzes wußte. Ein alter





## Feierstunden

*Es gehen vier stille Stunden  
Durch unser irdisches Sein,  
Sie grüßen wie duftende Blüten  
Aus einem Liebesschrein.*

*Sie sind wie zärtliche Hände  
Über goldener Haaresflut,  
Sie lösen zu singenden Wellen  
Das heiße Herzensblut.*

*Es klinkt ein Volkslied im Waide,  
Es blinkt einer Wiese Flor,  
Zu den menschlichen Meisterbauten  
Hebst du den Blick empor.*

*Zu Meisterliedern und Tönen,  
Hoch zu den Sternen hinauf,  
So schwingen die jein-stillen Stunden  
Ihren seligen Lauf.*

Gertrud Brun-Fürstenberg

Indianer, der seit Jahrzehnten seiner Familie gebietet, hatte ihm auf dem Totenlager sein Geheimnis anvertraut.

Der Schatz der Aztekenkönige, der einen Wert von Millionen und aber Millionen besaß, lagerte auf dem Boden eines kleinen Sees, hoch oben im Gebirge, im Süden Panamas. Die genaue Lage war auf einer Karte angegeben, die er ihr eines Tages zeigen würde. Es war weiter nichts erforderlich, als den See trocken zu legen, was nicht sonderliche Schwierigkeiten bereite. Dann würde er reich sein, — reicher als der größte Dollartröfus, reicher als die nordamerikanischen Staaten, die bekanntlich doch den größten Goldvorrat der Welt besäßen.

Am nächsten Tage, als sie Seite an Seite in einem gemütlichen Winkel in der Nähe des Hecks in ihren Liegestühlen lagerten, wo sie vor dem Winde geschützt waren und sie niemand belauschen konnte, erzählte Don Vasco näheres über die geheimnisvolle Schatzgeschichte.

Er war der Letzte seines Stammes. Seine Ahnen waren Herzöge und Grafen Spaniens gewesen, die als Statthalter über Indien geberichtet und für ihre Könige und Kaiser fremde Länder erobert hätten. Jetzt dagegen, — Vasco suchte die geschmeidigen Schultern und der Ausdruck seiner Züge verfinsterte sich — jetzt war er nichts. Seinem Vater hatte eine große Plantage auf Hawaii gehört, aber er war durch falsche Freunde um sein ganzes Hab und Gut betrogen worden. Als er starb, hinterließ er seinem Sohne nichts als einen guten Namen. . . . Don Vasco schwieg eine Weile, bevor er weiter sprach. Er hatte — wie konnte es anders sein — eine harte Lebensschule durchmachen müssen. Die ganze Welt hatte er bereist, zu suchen. . . . Nun, was konnte ein Mensch wie er in der Welt suchen? Als Gertrud bei diesen Worten den Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, erschauerte sie vor einem ungekamten Glück. Der weiche, melodische Ton seiner Stimme umspann sie gleich einem Netz. . . .

Jetzt war er, wie Don Vasco erzählte, auf dem Weg — er wisse ja, daß er ihr vertrauen könne — auf dem Weg, die Hand auf sein Glück zu legen. Es war ihm gelungen, durch die größte Selbstverleugnung fünftausend Pesos zusammenzuscharen. Dieses Kapital würde gerade ausreichen, sich den Schatz zu sichern. Die Expedition konnte allerdings vorläufig nur bescheiden ausgerüstet werden. Er mußte sich damit begnügen, einstweilen einen Teil des Schatzes zu heben, — nicht mehr, als er auf den Schultern forttragen könne. Wenn er diesen ungehindert in die zivilisierte Welt gebracht hätte, würde er eine größere Expedition ausrüsten und den Rest holen, und dann — ah, dann . . . die zitternde Stimme erstarrte zu einem eindringlich wirkenden Flüstern. . .

Ein plötzlicher Gedanke schoß Gertrud durch den Kopf. Einen Augenblick mußte sie das wild schlagende Herz festhalten. Ihre Erbschaft . . . sie hatte höchstens den fünften Teil bisher verbraucht. . . . weshalb sollte sie nicht . . .

Don Vasco beobachtete sie unter den halbgeschlossenen Augenlidern, — jede Linie ihres reinen Antlitzes sich einprägend, als ob er es zum ersten Male sah. Gertrud kannte bereits die Länge seiner dichten Wimpern, die fast wie die einer Frau waren, aber sie vermochte nicht die Farbe seiner Augen zu unterscheiden.

„Ich kann Ihnen ja in jeder Hinsicht vertrauen,“ bemerkte der Mann. Seine Hand knüpfte die Weste los und brachte aus der Innentasche ein kleines in Wachstuch eingeschlagenes Päckchen zum Vorschein. Er brach die Schnüre und Siegel, entfernte dann die Hülle, worauf ein altes, vergilbtes Pergament sichtbar wurde. Don Vasco entfaltete es. Der Bogen war von einer ungeübten Hand bekrizelt, war bedeckt mit einer Reihe wogender Linien, Kreise, Kreuze und Figuren, die wie haarige Raupen aussahen, und die man erst verstehen konnte, wenn man wußte, was sie bedeuteten.

Sorgfältig das Papier so haltend, daß kein unerwünschter Beobachter hineinsehen konnte, erzählte der Mann dem Mädchen, daß die Karte das Vermächtnis des treuen indianischen Dieners sei, — daß die Linien Flüsse bedeuteten und die Raupen Berge; daß die Karte eine Skizze der unbekanntem Wildnis darstelle und dort, — er tippte mit dem Finger auf ein rotes Kreuz neben einem Kreise — dort war der Vier-Jungfrauen-See. Die Indianer hatten ihm diesen Namen gegeben, weil er bewacht wurde durch die Seelen von vier Töchtern Montezumas, des letzten Aztekenkönigs, die er hatte ertränken lassen, als der Schatz verentt wurde.

Der See lag im Herzen der unermesslichen Wildnis, die noch nie eines Weißen Fuß betreten hatte, verborgen, weit im Süden Panamas, umgeben von einer riesigen Bergkette, genannt der Cerro Sarino. Ehe man ihn erreichte, mußte man ungeheure Berggipfel überklettern. . . .

Don Vasco zeigte Gertrud auf der Karte die Marschroute, dann faltete er das Papier wieder zusammen und barg es mit einem Seufzer in die Brusttasche zurück, als ob ihn bereits jetzt die Schwierigkeiten des Weges quälten.

„Nehmen Sie mich mit,“ sagte Gertrud unerwartet, fast als ob nicht sie es sei, die die Bitte aussprach, sondern eine unheimliche Macht in ihrem Innern, der sie nicht widerstehen konnte.

Don Vasco de Santiago schien nicht sonderlich von ihrem Vorschlage überrascht zu sein. Vielleicht hatte er ähnliches erwartet, schüttelte jedoch abweisend den Kopf.

„Es ist kein Unternehmen für Frauen,“ bemerkte er. „Der lange beschwerliche Weg durch die Dschungeln, die wilden Tiere und die mordlustigen Wilden. . . . Nein, es ist unmöglich.“ Ein leichtes Lächeln erhellte seine Züge. „Doch ist es sonderbar: unter den Cuna-Cuna Indianern, die sich als die Hüter des Schatzes betrachten, geht die Sage, daß der Aztekenchatz durch eine Jungfrau verentt wurde und nur durch eine Jungfrau wieder gehoben werden könne. . .“

„Lassen Sie mich also mitkommen,“ drang Gertrud in ihn, die bei seinen letzten Worten errötet war.

Sie unterstützte die Bitte mit einer Hartnäckigkeit, die sie nie in sich vermutet hätte, — allen seinen Bedenken und Einwänden entgegnetend, bis er es schließlich aufgab, und nur durch ein schwaches Kopfschütteln den Wahnsinn ihres Begehrens andeutete.

Wenn ein glückstrahlendes junges Mädchen — und Gertruds Glück nahm mit jedem Tag mehr zu — es sich in den Kopf setzt, von einem Verehrer einen Gunstbeweis zu erlangen, kann es nur eine Möglichkeit geben. So war es denn, ehe das Schiff in Colon anlegte, beschlossene Sache, daß sie den Spanier bei seinem Unternehmen begleiten sollte. Sie beteiligte sich mit einer eben solch großen Summe wie ihr Gefährte und hatte dafür das Recht auf die Hälfte des eventuellen Gewinnes, den die Expedition abwerfen würde. Und damit die ganze Sache einen streng geschäftlichen Charakter tragen sollte, gingen sie beide zu einem alten Notar in der Paseo de la Reforma, der mit zitternder Hand den Vertrag aufstellte, den beide unterzeichneten.



Von da an war Don Vasco de Santiago unermüdet dabei, alle Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden und aus dem Wege zu räumen, damit sie bald aufbrechen konnten. Die erforderlichen Einkäufe für die Ausrüstung waren bald erledigt, und die Summe, die dazu aufgewandt worden war, schien fast lächerlich gering. Dazu waren seine Bemühungen für ihre Sicherheit und ihren Komfort derart, daß Gertrud mehrere Male dagegen auftrat mit dem Hinweis, daß sie keine Prinzessin des Mittelalters sei, die nach dem Besitzum ihres Vaters zurückbegleitet würde, sondern ein praktisches modernes Mädchen des zwanzigsten Jahrhunderts — seine Kameradin und Mitbeteiligte eines Unternehmens, das von jedem gleich große Opfer verlangte. . . . (Fortsetzung folgt.)

## Zu spät

Von Frida Schanz.

(Nachdruck verboten.)

**N**immer wieder sah ich sie, — in Konzerten, in den schönen seltenen, die wie Kirche sind, — auch im Theater hier und da. Schon beim ersten Male hatte mich der Anblick dieser noch jugendlichen traurigen Mutter, die den blinden Sohn führte, durchdrückt. Ich sah sie auf den besten Plätzen, in den ersten Logen, allein oder im Schwarme eines feinen jungen Volkes. — Das waren die Geschwister des Blinden. Sie sahen sich alle ähnlich, wenn auch nur durch den Ausdruck und das feine blonde Haar.

Unjünnig reich mußten diese Leute sein. Ein Diener holte sie immer ab, im Winter mit kostbaren Felsen über dem Arm. Draußen wartete das Auto oder der vornehme Wagen.

Die Mädchen waren schön, schlanker, größer als die Mutter, heiter und hell.

Licht war auch die Frau, aber es war ein Licht wie Schnee und Eis, ein Raufrost von Leid oder Kummer. Weiß das Haar, durchsichtig weiß das zarte Gesicht, die Augen von einem transzendentalen Schimmer.

Wer sie sein mochten?

Ihr Bild ist mir in der Stadt immer wieder rasch untergetaucht. Ich habe erst bei einer ganz anderen Gelegenheit, durch einen eigenartigen Zufall erfahren, wer sie sind und woher diese noch junge Mutter der heranwachsenden Kinder jenes von mir nie in dieser Schwere beobachtete Gepräge stark beherrschten Leides hat. Das erschütternde Gepräge! Die hellen, großen, allzu weit geöffneten Augen sahen etwas, irgend etwas, im Glanz, in Licht und Dunkelheit, immer dasselbe! —

Ich besuche als Abgeordnete eines Hilfsvereins jetzt manchmal eine alte Frau.

Sie wohnt mitten im dichtesten Arbeitsgewimmel der nüchternsten Geschäftsstraßen, aber ganz still und allein in dem mit vielen Türen versehenen langen Korridor eines dunklen Hinterhauses.

Dieses Weiblein ist früher nur so hin und her gestiftet mit der großen wachstumigen Stützgestalt.

Nun sitzt sie mit steifen Gelenken fest und wartet auf ein bißchen Arbeit, ein bißchen Geld, ein bißchen Freunde oder auch ein bißchen Gesprächsmöglichkeit.

Sie hat ja viel gesehen und erlebt.

Die interessanteste Theaterloge der Welt ist vielleicht das Stützstübchen eines großen Hauses, der Nähmaschinenwinkel, in dem diese Art fleißiger Bienen von Frauen oft Wochen hintereinander Tag für Tag sitzen.

Auch aus dem Ameisengekrübel ihres eignen Wohnbezirks, ihres Armeulebens hat sie mir mancherlei erzählt.

Von einer Nachbarin zum Beispiel:

Da war ein junger Lehrer gestorben von Frau und fünf Kindern weg; — alle klein, das jüngste noch im Wickelbett.

Die Frau nähte, sticht, plättete, servierte, wusch für Geld, tat alles, was Frauenhände vollbringen, was Frauenfüße erlaufen können, um zu ihrem winzigen bißchen Pension und Erziehungsgeld das Nötige hinzuzuschaffen.

Eine heillose Angst war allseitig über ihr, eine scharfe Peitsche. Wie ein Gespenst hat sie es immer vor sich gesehen, daß eins ihrer Kinder mal nicht sattwerden oder nicht anständig und ordentlich durchs Leben kommen könne. Hatte die Frau eine brennende Muttersorge im Herzen! Hat die Frau sich abgedacht, abgerackert, abgehetzt! — — —

Wenn Weiblein erzählte:

Wenn ich so abends nach Hause kam, bin ich noch manchmal hinübergeschüft. Drüben überem Flur haben sie gewohnt. Manchmal war mir der Aufschnitt und das Butterbrot, das mir abends hingestellt wurde, zu viel.

Das nahm ich dann mit nach Hause und trug's ihnen zu. Man schläft ja besser, den Magen nicht so voll.

Da haben wir dann noch so zusammen gegessen. Die Frau hat immer fest gearbeitet, bis in die tiefe Nacht, in Ruhe habe ich die Hände nie gesehen.

Ein paar Kinder schliefen schon immer in den reinen Bettchen. Die Schulkinder saßen um den Tisch. Ein lustiges Volk! Haben die sich immer gefreut! Satt waren sie ja alle, aber was ich ihnen brachte, das war immer wie so eine Art Nachtisch.

Wie wir da manchmal zusammensaßen, die Kinder mit ihren hellen, lustigen Gudden, bis sie sich dann ins Bett hinein tanzten und lachten! Und die Frau mit ihrer Freude, daß wieder ein Tag ehrlich durchgeschafft war! Abends hat sich ihre Angst und Sorge immer gelegt. — — —

Glauben Sie mir nur, bei den großen Gesellschaften der besseren Leute, die so tausend Mark kosten, sind die Menschen auch nicht fröhlicher, als wir da waren. Gott, hab' ich die Frau gern mal lachen gesehen! Den Kindern hat sie's in der größten Sorge auch nicht schwer gemacht. Zu einem bunten Schürzel und einem kleinen Spaß hat's immer gelangt. Uebertrieben sparsam war sie mir für sich. Der richtige Filz!

Dabei war ja was da! Aber wissen Sie, gerade das, das ist für arme Leute die schlimmste Armutsnot, gerade wenn so ein bißchen was da ist! — Ein Kapitalchen, das immer mehr verschwindet, wegschmilzt. Da möchte eins wohl vor Angst gleich mit hinschwinden. So ein Notpfennig für Krankheit und Kirchgeld! Und für die Zukunft der Kinder! Ist das 'ne Anglistache!

Das geht ins Leben, jeder Taler, der da abgehoben wird.

Und die Seligkeit, wenn man mal einen rauslegen kann!

So fünf-, sechshundert Mark hatte die Frau von ihrem Manne geerbt. Dreihundert Mark waren gleich nach seinem Tode draufgegangen, dann immer noch was, immer noch was. Wenn's hieß „runterholen“, das war, als ob's von einem hohen Berge so richtig „runter“ging. Die Angst, daß es mal ganz alle werden, die Bettelarmut kommen könnte. — Die Angst!

Wie gesagt, abends, da kam der Frau immer der Mut, da machte sie Pläne.

Die Kinder hatten so hübsche Begabungen. Die eine zeichnete, die sollte mal Musterzeichnerin werden. Die andere Schwester hatte es mit der Handarbeit. Ein Junge war von den Büchern rein nicht wegzubringen. Sie sollten alle recht was Evidentielles lernen.

Wenn nur keins krank würde, — — oder sonst eine Not käme.

Na, die Not kam! Und wie die kam!

Der zweite Junge war schon immer so schrecklich kurzjüchtig gewesen, und auf einmal ging das mit dem Sehen so merkwürdig zurück.

„Mutter, die Augen tun mir weh,“ so ging es dann immer. Da mußte in die Augenklinik gegangen werden, oft!

Katarak hieß es erst, dann Entzündung, schließlich gab's nur noch lateinische Namen. Und wie die anfingen, sah der Helmut von Tag zu Tag weniger.

Die Frau hat sich bald umgebracht vor Sorge.

„Was ist denn, was ist denn?“ hat sie den Doktor gefragt. Nun wollte sie's endlich wissen, gerade heraus.

Ja, was war? Schöne Worte, daß sie sich beruhigen und dreinsünden müßte.

Werein denn? Doch nicht blind? Ihr Junge doch nicht blind?

Da hat's viel Achselzucken gegeben. Allerdings könne es so kommen. — — —

Die Frau hat sich beinahe das Herz aus der Brust 'rausgerissen.

Ob's denn kein Mittel gäbe?

Die Ärzte auf der Klinik haben ihr gesagt: Ja, vielleicht; dem einen berühmten Augenarzt sei drei, viermal unter hundert Fällen eine besondere von ihm erkundene Operation gelungen. Der tue aber nichts umsonst. — Die Herren haben sich dann selber für die Frau erkundigt und verwendet. Für dreihundert Mark wolle er's tun, hatte der Doktor gesagt, nachdem er den Jungen untersucht hatte. Damit sei nur das bezahlt, was drinn und dran hänge, Klinik, Assistenten und so fort. Gewißheit könne er nicht geben; wie gesagt, drei, vier Fälle unter hundert. Diese Seelenqual, die nun für die Frau anfang!

So habe ich keine Frau die Hände ringen sehen.

Dieses Auf und Ab! Soll ich oder nicht? Darf man's? Darf man alles hingeben für einen, — was allen gehört?

Wie sie den Zimmer des Jungen sah, der sich so vorm Blindwerden fürchtete, war sie ein paarmal zu allem bereit, — dann sind in der schlaflosen Nacht die Zukunftsbilder gekommen: sie vielleicht mal krank, — die zarten Wädel in Not, — nichts — nichts da! — — —

Auf der Erde, am Kanapee hingeknien, hab' ich sie mal gefunden, den Kopf auf die Hände gelegt, ganz zerplagt. — — —



„Nein, ich darf's nicht, ich kann's nicht,“ hat sie geschrien. So unter dem Kämpfen ist die Zeit vergangen. Der Junge ist erblindet.

In der Blindenanstalt haben ihm dann mitleidige Nachbarn ein freies Plätzchen verschafft. —

Wie die Frau sich dann in dies Schicksal fand, fragte ich. Mein altes Weiblein sah mich an.

„Darein, ja darein fand sie sich schon, wie sich eben ein Mensch ins Unabänderliche findet. Traurig, schwer traurig freilich. Kein Lachen war mehr. Aber was dann kam!“

„Ja, was kam denn nun noch?“

„Du mein Gott, das furchtbare Glück, das furchtbare Glück.“

„Glück?“

„Ja, so ein entsetzliches Glück! Denken Sie, daß die Frau, wie der Junge ein Vierteljahr blind war, so ein unsummes Geld erben muß! Keine Ahnung vorher! Der einzige Bruder von ihres Mannes Vater war in der Jugend ausgewandert, sie hatte kaum von ihm gehört. In Australien hat er gelebt, kein Mensch hat mehr an ihn gedacht, keiner hat nur eine Ahnung davon gehabt, daß der da drüben so 'ne Art Millionenfürst geworden ist. Schließlich ist er ohne Kinder gestorben, und da die Frau seine einzige Verwandte ist, fällt ihr der ganze tolle Reichtum zu. Von heut auf morgen! Wie ein Blitz kam die Nachricht!“

Eine fürstliche Villa konnte nun angeschafft werden, Diener, Wagen, Pferde, kostbare Sachen. —

Aber der Junge? — Der Junge? — Der blinde Junge? —

Mein Weiblein war jetzt ganz Erzählerin. Sie weitete sich förmlich an meiner Erregung.

„Nichts war mehr zu machen!“ sagte sie steinern. „Das können Sie sich wohl denken, was der erste Gedanke von der Frau war, was sie den Ärzten nun versprochen hat, wie sie herumgereist ist, — was die aufgeboten hat. — Ein paar Jahre lang hat sie die Hoffnung nicht aufgeben können.“

Und nun? — Nun? — — —

Was nun kam, das wußte ich eigentlich schon selbst. Ich hatte sie ja gesehen, die vornehme schneeweiße Frau mit dem erblindeten Sohn am Arm, in den feinen Konzerten, den vornehmsten Logen der Theater und Opernhäuser.

Im Moment waren mir die beiden Bilder, das der Lehrerswitwe und das der vornehmen Frau im Gehirn in eins aufeinandergefallen, wie es beim Schauen durch ein Stereoskop urplötzlich geschieht.

Ich sah jetzt nur eine Gestalt, erschütternd klar.

Eine lange Erzählung kam noch von schwerem Gemüts- und Nervenleiden und endlicher Genesung, und wie es die Kinder nun alle so gut hätten und auch der Blinde so gut, wie es ein Blinder nur haben könne! Und wie die arme Reiche so gut gegen das Weiblein gewesen wäre, wenn sie nur erst recht mitleidig und hilfreich sein würde, wenn sie nur erst recht warum das Weiblein nie mehr käme — daß nämlich die Knie steif seien. Ich sollte ihr doch nun bald mal eine Postkarte schreiben. Sie kämen wahrscheinlich in diesen Tagen von ihrer großen Reise zurück.

Sie nannte mir die Adresse.

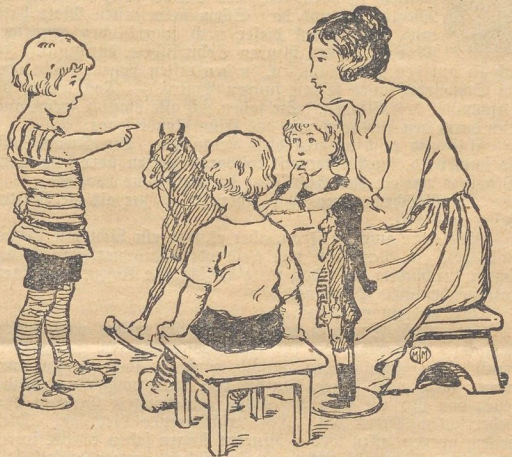
Es stimmte.

Vor dem Portal einer Villa in jener ruhig-schönen Vorortstraße hatte ich das Auto mit den charakteristischen Gestalten von Mutter und Sohn, wie ich mich jetzt erinnerte, einmal halten gesehen.

### Das Schuhwerk unseres Schulkinde

Die vielen kleinen und doch so empfindlichen Klagen, die aus der Winter in Gestalt von Schnupfen, Katarren und Rheumatismus bringt, rühren in der Hauptsache von kalten, nassen Füßen her, die nicht zweckmäßig genug bekleidet sind. Am meisten haben unter diesem Uebel die Schulkinder zu leiden, weil sie ja mit Vorliebe durch den dicksten Schnee waten und in den Pfützen unempfindlich und die schützenden Ueberschuhe so gern vergessen. So kommen die Kinder meist schon mit nassen Füßen in die Schule, und das stundenlange Sitzen mit durchnässtem Schuhwerk zeitigt allerhand und oft böartige Krankheitserscheinungen, die durch zweckmäßiges Präparieren des Schuhwerks vermieden werden könnten und das Tragen der unbeliebten Gummischuhe erübrigen. Um das Schuhwerk wasserdicht zu machen, genügt es nicht, das Oberleder mit den bekannten Lederfetten einzureiben, viel zweckmäßiger ist folgendes Verfahren: Man befreie vorerst das Oberleder von aller anhaftenden Wicse oder Schuhcreme, was durch Abwischen mit lauwarmem Wasser geschieht. Dann trockne man das Leder gut ab, stopfe die Stiefel recht stramm mit Zeitungspapier aus und tränke dann das trockene Oberleder solange mit erwärmtem, nicht heißem Rizinusöl, bis es vollständig damit gesättigt ist, also kein Del mehr annimmt. Dadurch wird das Leder nicht

nur wasserdicht, sondern auch sehr schön weich und schmiegsam und läßt sich gut danach blank putzen, was bei anderen Lederfetten nicht der Fall ist. Nun muß man aber auch noch die Sohlen präparieren, so daß sie gegen Nässe widerstandsfähig werden. Man verwendet dazu Veinölfirnis, den man ebenfalls gut erwärmt, mittels eines kleinen Borstenpinsels auf die Sohlen aufträgt, bis sie keine Flüssigkeit mehr aufnehmen. Wenn man auch die Riefen zwischen Sohle und Oberleder gut mit Firnis bepinselt, so wird man nicht nur vor nassen Füßen verschont bleiben, sondern die wohltätigen Folgen dieser Behandlungsweise auch am besseren Halten des Schuhwerks und an der verkleinerten Schulterrechnung spüren. Kinder, die an kalten Füßen oder gar an Fußschweiß leiden, müssen die Strümpfe recht oft wechseln und Einlegesohlen von Kork oder Zusatz tragen. Sehr praktisch ist es, das Schuhwerk im Winter mit heißen Kleiefächern über Nacht auszustopfen. Die Kleie saugt alle im Innern der Stiefel entstandene Feuchtigkeit auf und durch das stramme Ausstopfen der Stiefel behalten diese ihre gute Form und das Leder wird nicht brüchig, weil es beim Trocknen keine Falten werfen kann. K. M.



### Der kleine Schulmeister

Von Lisa Friede

Was für ein Toben, Schrei'n und Lachen,  
Man meint 'a fast das Haus stürzt ein  
Drei B.ichen können solchen Spektakel machen!  
Das sollte doch beinahe nicht möglich sein.  
Ach und die Möbel aus Großvaters Zeit.  
Die tun mir oft recht in der Seele leid.

Nun sollt ich gar wichtige Briefe schreiben,  
Da stürzt herein die kleine Schar  
Lieb Mutti, wir woll'n bei dir bleiben,  
Wie hüben die Angeln, wie weht das Haar!  
Die fangen noch jeden Sonnenstrahl ein  
Und bringen ihn mit sich ins Stübchen herein.

Wie können sie schmickeln, wie können sie bitten. —  
Soll Schule spiel'n mit dem kleinen Oho ;  
Bald sitz ich als Schulkint in ihrer Min'n,  
Der Hans stellt sich als Lehrer vor.  
Die Schülerzahl wird noch vermehrt  
Durch Nußknacker und Schautelferd. —

Nun kommen schwierige, heikle Fragen,  
Die An wert fällt mir oft gar schwer,  
Test soll ich dem Herrn Lehrer sagen  
Wo's Schautelferd geboren wär.  
Ach ja, ich seh es auch bald ein,  
Es ist gar nicht leicht ein Schulkint sein.

„Ob kleine Kagen aus Eiern kriechen?“  
„Nein, denn das Eierlegen kann  
Nur was da Flügel hat zum fliegen.“  
Da denkt er nach der kleine Mann.  
Er schüttelt den Kopf. Na meinetwegen!  
Dann müssen die Engel ja auch Eier legen!“



# Nebraer Anzeiger



Amtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich zweimal (Mittwoch mit den illustrierten Wochenbeilagen Anzeigen kosten pro Millimeter-Zeile auf und Sonnabend vorm.). Bezugspreis ins 36 Millimeter Breite 5 Goldpfennig, im Haus gebracht und bei den Postanstalten „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“ 90 Millimeter Breite 15 monatlich 75 Pfennig. Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufm. Meitz, Markt 34/35 Goldpfennig.

Schriftleitung: Wilh. Sauer, Rossleben — Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Rossleben — Postfachkonto: Leipzig 22832

N. 6 Fernruf: Amt Rossleben 21 Mittwoch, den 21. Januar 1925 Depeschen: Anzeiger-Rossleben 38. Jahrg.

## Politische Nachrichten

Die neue Regierung ist jetzt gebildet und der Reichskanzler Luther hat sein Kabinett am Montag dem Reichstag vorgestellt. Es gehören demselben an:

- Dr. Luther (Reichskanzler)
- Dr. Stresemann (Reichsminister des Auswärtigen)
- Martin Schiele (Reichsminister des Innern)
- Dr. von Schlieben (Reichsfinanzminister)
- Dr. Neuhaus (Reichswirtschaftsminister)
- Dr. Brauns (Reichsarbeitsminister)
- Dr. Frenken (Reichsminister der Justiz)
- Dr. Gessler (Reichswehrminister)
- Stingl (Reichspostminister)
- Dr. Krohne (Reichsverkehrsminister)
- Graf von Ranitz (Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft).

Mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsministers für die besetzten Gebiete ist der Reichsminister der Justiz beauftragt.

Der Reichskanzler stattete zunächst dem scheidenden Kabinett, insbesondere dem Reichskanzler Marx, den Dank ab für die während der schweren Zeit dem Vaterland geleisteten Dienste, die einstweilen die Geschichte als Großtaten richtig einschätzen werde. Reichskanzler Luther entwickelte sodann das Programm der neuen Regierung. Auf dem Wege der Gesundung soll mit klarem Ziele weiter fortgeschritten werden und alle Parteien, die in staatsbejahender Gesinnung praktische Mitarbeit leisten wollen, sollen willkommen sein.

In der Außenpolitik soll die Erreichung eines wirklichen und dauerhaften Friedens das Ziel sein, die Befreiung der durch Vertragsbruch noch besetzt gehaltenen Gebiete wird angestrebt werden, während die Frage der Stellung Deutschlands zum Völkerbund bereits durch die erlassenen Noten der vorigen Regierung bekannt ist. Die Reformen auf innerpolitischem Gebiet sind besonders umfangreich. Ob auch nur ein kleiner Teil davon verwirklicht werden kann, wird davon abhängen, wie lange das jetzige Kabinett am Ruder ist.

Die Handelsvertrags-Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich kommen immer noch nicht vorwärts. Frankreich möchte für seine Produkte die größten Vorrechte, kann sich aber nicht entschließen, an Deutschland durch Gewährung von Zollererleichterungen die Einfuhr seiner Industrieerzeugnisse nach Frankreich zu ermöglichen. Es hat den Anschein, als ob die Verhandlungen ohne Resultat enden werden und zwischen den beiden Ländern ein Zollkrieg die ohnehin gespannten Verhältnisse noch verschärfen wird.

Keine Räumungserörterung mehr? Die nationale Rechte der französischen Kammer hat einen von 116 Abgeordneten unterschriebenen Antrag an die Regierung eingebracht, in keine Erörterung der weiteren Räumung mehr einzutreten, solange nicht die endgültige Entwaffnung Deutschlands durch die alliierte Kontrollkommission erwiesen ist.

Das Urteil eines Kenners. General Allen, der Befehlshaber der ehemaligen amerikanischen Rheinlandtruppen bezweifelte in einer in New York gehaltenen Rede, daß



beraten  
praf-  
af die  
i und  
splan  
s vor-  
el der  
recht  
frank-  
dmark  
üssen.  
loßen  
an.  
werden  
haften  
Wahl-  
heits-  
mittags  
n zu  
werden  
dann  
ieder),  
) Ge-  
nimen  
statt.  
fehlt.  
erliste  
er dem  
hat.  
zu lenken, die durch Teilnahme an den Gottesdiensten und an der kirchlichen Gemeindegemeinschaft das Vertrauen der Wähler gewonnen haben. Kein Wähler ist aber an bestimmte Wahlvorschläge gebunden, sondern kann sich aus der Liste der Wahlberechtigten die ihm geeignet erscheinenden Persönlichkeiten selbst auswählen. Die Wählerliste wird zu diesem Zwecke noch einmal von Mittwoch, den 21. bis Sonnabend, den 24. Jan., mittags 12 Uhr auf der Stadtkasse zur Einsicht der Wähler ausgelegt. Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeinderats müssen 16×10 1/2 cm (Oktavformat), diejenigen zur Wahl der Gemeindevertretung 16×21 cm (Quartformat) groß sein. Sie müssen aus gelbem Konzeptpapier hergestellt sein. — Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeinderats dürfen nur mit 6, diejenigen zur Wahl der Gemeindevertretung nur mit 32 Stimmen beschrieben oder bedruckt sein. Werden diese Zahlen überschritten, so sind die betreffenden Stimmzettel ungültig. Stimmzettel mit geringerer Zahl von Namen sind dagegen gültig. Die Stimmzettel zur Wahl des Gemeinderats werden einfach, die zur Wahl der Gemeindevertretung doppelt gefaltet und sodann vom Wahlvorsteher in die Wahlurne gelegt. Die Stimmzettel liegen schon von vormittags 11 Uhr an im Flur des Diakonats zur Mitnahme aus, sodas jeder Wähler zur besseren Ge-